

Der Satellit.

Der „Satellit“ und die „Kronstädter Zeitung“ erscheinen wöchentlich 4 Mal, der Satellit Dienstag und Samstag und die Zeitung Montag und Donnerstag. Die „Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde“ als Gratisbeilage periodisch.

„Satellit und Kronstädter Zeitung“ können nur zusammen pränumerirt werden. Ohne Post kostet das 1/2 Jahr 4 fl., mit postfreier Zufendung in die österr. Staaten 5 fl., ins Ausland 6 fl. 36 kr. Invernongesührt: die Garmont'sche Zeile wird mit 2 1/2 fr. G.W. berechnet.

Nr. 8.

Kronstadt, den 29. Januar

1853.

Se. k. apostolische Majestät haben mit allerhöchster Entschliebung vom 21. Januar d. J. den Distriktrath Rudolph Conte U m a d e i zum Statthalterrathe für Siebenbürgen allergnädigst zu ernennen geruht.

Alte und neue Moden.

Von Zeit zu Zeit bekommt die Geschichte der Menschheit von dem Geist, der fortwährend geheimnißvoll an ihrem Sinn und Werken weht, gleichsam einen Rock und wird um ein Loch weiter geschoben. Solche große Rucker, wie z. B. das Eintreten des Christenthums, der Beginn der Reformation, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerikas und andere wichtige Entdeckungen der nachfolgenden Zeit machen dann Epoche in der ewig fortschreitenden Geschichte der Menschheit. Dann gibt es aber auch wieder Zeiten, wo die Menschheit stillsteht, oder wohl gar scheinbar rückwärts schreitet, im Großen wie im Kleinen. Viele halten die jetzige Zeit theilweise für ein solches Schlummern des schaffenden Geistes und führen als Beleg dafür Frankreich an. Dort sitzt der kleine Riese des großen Oheims, und sinnt und schwelgt und ist gar eifrig bemüht nicht etwa bloß die Phantasie, sondern das wirkliche alltägliche Leben genau wieder in den Zustand zurückzuschrauben, in welchem es zur Zeit seines kaiserlichen Oheims war; und vergißt dabei ganz, daß wie ähnlich auch das Nachbild sein möge, es doch immer nur ein trügerischer Schatten, wenn nicht gar das nebelhafte Zerrbild der vergangenen Größe und Macht ist. Wie sich sein Dafeil geräuspert und wie er gespuckt, daß hat er ihm trefflich abgekuckt, das steife Ceremoniell bei Tische, bei der Jagd und wer weiß wo noch sonst, das hat er ihm glücklich abgelernt, aber sein Genie, sein Geist hat sich nicht bloß bei der Wackparade gezeigt, ja selbst die alten Kleidermoden, wie sie zur Zeit seines Oheims im Schwunge waren, werden wieder in's Leben gerufen, damit nur ja Niemand daran zweifle, daß die kaiserliche Zeit wieder gekommen sei. Sollte Frankreich, das so lange Zeit hindurch in der Mode auf dem europäischen Continent den Ton angegeben hat, auch wohl jetzt wieder diese Rolle übernehmen? Schwerlich, doch immerhin, schauen wir uns einmal jene alten Moden etwas näher an.

Lange Zeit herrschte der Rokokoftiel in Kleidern und Geräthen auf dem Continent, bis endlich Englands Moden auch zu uns herüberdrangen und ihn zertrümmerten. Noch bleibt er zwar eine Zeit lang bestehen, noch erhält er sich in einzelnen Spuren fort, ja er kommt auch wieder in die Mode, aber nur um schnell wieder zu verschwinden. Sehen wir uns aus zerstreuten Schilderungen eine Figur unmittelbar nach der Rokokozeit, also noch mit Spuren von ihr zusammen, so finden wir zwar noch eine Weste von ansehnlicher Länge mit in die Augen stehender Stickerei, hingegen ist diese Fierde auf Luch bereits vollkommen beseitigt. Den Chapeau hat trägt nur mehr ein hinter der Zeit zurückgebliebener, Degen, Federhut und rothe Absätze, feierliche Gelegenheiten ausgenommen, Niemand mehr. Der Haarbeutel unterliegt dem Jopf; Puder, noch unentbehrlich, wird wenigstens nicht mehr in vielerlei Farben angewendet. Die notwendigste Fierde sind zwei Uhren oder doch Uhrketten, bei welchen sich neben dem Golde die feine englische Stahlarbeit geltend macht. Neue Moden sind die Piletsche und statt des „Requelaure“ der Mantel. Dabei herrscht die seltsame Ansicht, daß Mantel und Stock oder Regenschirm un-

verträgliche Gegensätze wären und wer mit Mantel und Stock zugleich auf der Straße erschienen wäre, hätte alle Achtung eingebüßt. Stiefel werden nur zu Pferde und auf Reisen geduldet, und darum ist der Gebrauch der Sänften auch für Herren noch ein allgemeiner. Das unerläßliche Kleidungsstück eines Deutschen jener Zeit war die kurze Hose. Ein Schriftsteller meint, daß der Spottname „Schwab“, den andere Nationalitäten dem Deutschen gaben, eigentlich nur den Mann mit der kurzen Hose bedeute. Einem also heraufstarrten Herrn müssen wir noch ein Kleidungsstück geben, das ihm damals gehörte, das sich aber seitdem die Frauen ausschließlich vindizirten: den Muff.

Die Frauenmoden machten noch einen Unterschied zwischen Vermählten und Unvermählten; jene trugen „Baguinen, Nebelkappen, Backenhauben oder Kommodchen“ und lange weiche Mäntel, während bei diesen kurze Mäntel die Sitte des Dekollirens begünstigten. Dafür hatte man die mancherlei „Surrogate der Korpuslenz“, die man „Pochen“ nannte, abgelegt; die Schnürbrust behauptete sich freilich stets unangefochten. Damenarbeiten bestanden nicht in dem unvernünftigen Sticken, sondern in Charpiezupfen, wenn auch nicht, um sie in Spitäler zu liefern; man zerzupfte alte seidene Kleider, um den Stoff für aus Baumwolle und Seide gemischte Strümpfe zu gewinnen, eine eigenthümliche Liebhaberei der Zeit. Außerdem flocht man Ringe aus Pferdehaaren, beschäftigte sich mit dem Weben von Kistchen und Körbchen aus gefärbtem Papier oder mit dem Ausschneiden von Landschaften. Es wäre nur zu preisen, wenn die Mode, die so zu vielen Thorheiten umkehrt, diese gefälligen Arbeiten an der Stelle unserer geistlähmenden und augenschädlichen feinen Handarbeiten wieder in Flor brächte. Der Kopfschmuck blieb noch immer einem architektonischen Kunstwerk, zu dessen Gipfel zu gelangen, Treppen notwendig gewesen wären, allmählig zeigten sich Frisuren ohne Auftrag, aber mit einem hohen Toupet. Ein Begleiter, den der Spott heut zu Tage zum wesentlichen Bestandtheil einer Unvermählten von bereits als fünfzig Lenzen zählt, durfte damals keiner Dame fehlen: der Mops, das Bologneser- oder Löwenhündchen. Nebst der Uhr war auch der Spazierstock das unerläßliche Attribut einer Damenoilette. Heute ist Ombrelle, Sonnenschirm u. dgl. an die Stelle getreten, aber Jeder weiß, daß das schöne Geschlecht zwar das Zeichen der Herrschaft nicht auch das Wesen derselben aufgegeben habe.

So war es in Deutschland etwa um das Jahr 1790 beschaffen. Die ersten großen Veränderungen der Mode, welche Frankreich seitdem der Welt diktiert hat, brachten die Emigranten nach Deutschland. Sie eroberten sogleich den Stiefel ein allgemeines Heimatrecht, dann den langen Hosen; ferner kamen mit ihnen die gewirkten Pantalons, die zugleich Strümpfe waren, und die knappen Pantalons. Die letztern mögen die Verzweiflung manches Modemannes gewesen sein und zu seinen kleinen Leiden des menschlichen Lebens gehört haben. Denn sie anzulegen erforderte ein eigenes Studium, nebenbei eine starke Arbeit, und zu alledem noch Engeldgeduld. Der Graf von Artois hatte sie in Aufnahme gebracht; wenn er ein Paar anzog, stellte er sich auf einen Tisch, die beiden Beine des Pantalons wurden ihm vorgehalten und er sprang nun mit den eigenen Beinen hinein, um sie sich rasch nach dem Befehl der Schwerkraft anzupassen.

Nebenbei liefen die Moden der Revolution über den Rhein; sie bestanden zuerst in Kappen, wie Marat eine trug, dann in blauen

Leibkränze, eine Farbe, die in solcher Verwendung bisher in Städten nicht gesehen worden war. Um 1796 gewann die eigentliche Jakobinertracht Eingang (*habit carré*), später der wackelstehende Ueberzug für den runden Hut, 1800 eine abrahambische Uflanennmüge. Diesen verschiedenen Kopfbedeckungen konnte der Zopf nicht mehr Stand halten, so wenig wie das Haarpuder. Die sogenannten Suwarow-Stiefel wurden über die Hufe getragen.

Man kann sich wohl vorstellen, daß bei der ganzen Sichtbarkeit der Stiefel die Wische eine noch wichtigere Rolle gespielt haben muß, als ihr die modernen englischen Stiefelwisch-Fabrikanten mittheilen wissen, die man jetzt so häufig in Deutschland mit einer Miene herumreisen sieht, die glänzend ist wie ihre Wische. Jene arme Zeit mußte sich mit einer Komposition von Kienruß und Eier begnügen, die obendrein nicht in Fabriken sondern im Hause bereitet wurde. Da nun die Frauen ihre Geringschätzung gegen Toiletteartikel an jenen beweisen, die nicht ihnen, sondern dem starken Geschlechte dienen, so benützten sparsame Hausfrauen zur Bereitung der Wische nur verdorbene Eier. Es knüpfte sich dadurch an diesen Wischen ein köstliches angenehmer Duft, aber so stark ist die Gewalt der Wische, daß man sich auch in den besten Gesellschaften darüber hinwegsetzte, den Genuß des Auges am schwarzen Glanze mit der Beleidigung der Nase zu erkaufen. Das komische dabei ist, daß die Frauen nicht zufrieden damit, einen Lurus des andern Geschlechtes in so üblen Geruch gebracht zu haben, noch ihre Schoßhündchen als Verfolger dagegen auswendeten, denn diese fanden stets einen besondern Geschmack daran, die Wische abzulecken.

Es kam der Sturz der Republik und mit ihm der des *habit carré*. Der erste Konsul bezeugte ein faibles für das *habit français*, das den Schnitt unseres modernen Fracks wesentlich bestimmte. Hingegen konnten sich die zwerghafte Weste und die riesenhafte bis über die Brust reichende Hose, welche den seit 1800 allgemein gewordenen Hosenträger notwendig machte, nicht lange behaupten. Im Beginn des Kaiserreiches erschienen als neue Mode die seidnen Weinkleider. Die Tracht eines „Mascadin“ oder Dandy's der Kaiserzeit bestand in Folgendem: schwarze seidene Hosen mit weißen Strümpfen, goldene Schuhspizzen, Claquehut, sehr hohe Cravate mit steifer Einlage. Daß dieser Glanz nicht mehr der echte und unverfälschte des frühern Königthums war, dafür konnte man den damals in Aufnahme gekommenen Gebrauch der Chemisetten als symbolisch erachten; breiten sie sich doch als schützender Schleier über „heimliche Armseligkeit.“ Die Haarform à la Brutus mußte in ihrer kurzgeschneittenen Struppigkeit, die sie seit Untergang von Zopf und Puder hatte, der geglätteten den Frauen entlehnten Form à la Titus weichen.

Wir müssen aber auch auf den Wechsel der Frauentrachten bis zum Ausgange des Kaiserthums einen Blick werfen. Napoleons Geschmack bewirkte, daß die durch die Moden der Republik oft verlegte äußerliche Decenz ihre Genugthuung erhielt, ohne dies durch direkte Verbote zu fördern; hier half nur die Sucht der Modewelt dem Beispiel des Hofes zu folgen. Am längsten erhielten sich noch die von der berühmten Talien eingeführten Schnürschuhe nach Art der Sandalen des Alterthums. Hingegen wurde die barbarische Perrücke, der schon so vieler weiblicher Haarschmuck zum Opfer gefallen war, in merkwürdiger Art gestürzt, nämlich nicht, wie man denken sollte, durch ein schönes natürliches Haar, das eine vernünftige Frau den Muth gehabt hätte, öffentlich zu zeigen, sondern durch die unerreichte Vollkommenheit, mit der eine einzige Perrücke sich zu ihrem äußersten Extrem erhoben hatte. Diese außerordentliche Perrücke war ein Geschenk des ersten Konsuls für die Königin von Spanien. Sie bestand aus so künstlich und fein gesponnenen Goldfäden, daß sie ganz so anzufühlen waren, wie wirkliche blonde Locken, welche nur die Poësie für goldene erklärt. Man konnte sich solche Perrücken nicht mehr verschaffen und mochte keine andern tragen, so wurden sie gänzlich abgelegt, um der erstaunten Welt lauter kurzgeschorne Frauenhäupter zu zeigen. Es galt nun diesen Anblick durch eine neue Mode oder wenigstens durch einen neuen Namen reizend zu machen und es entstand der „Tituskopf.“ Er dauerte bis 1809, vielleicht gerade so lange als es bedurfte, daß die Haare der Frauen kunstgerecht, d. h. dem Coiffeur in die Hände wachsen konnten. Bevor sie dazu lang genug waren, behalf man sich, um eine Abwechslung zu haben, mit dem Neg, wie es die spanischen Bäuerinnen tragen, was sich zierlich genug managenomen haben

mag, um eine Wiederholung dieser Mode der Kaiserzeit wünschen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Correspondenz.

Kronstadt, 29. Januar 1853.

§§ In der Nacht vom 26. auf den 27. Januar ist der Markt Rosenau im Kronstädter Bezirk der Schauplatz eines sehr verheerenden Brandes gewesen. 41 gefällte Scheuern, 2 Wohnhäuser und 2 Stück Rüche sind durch dieses Feuer vernichtet worden. Das Feuer ist in der Scheuer einer Winde in der Straße gegen Dorzburg ausgebrochen und man vermuthet, daß eine böse Hand den Rosenauern dieses neue Unglück bereitet hat. Durch diesen Brand sind nun auch die letzten Reste der bis noch vom Feuer verschont gebliebenen Wirtschaftsgebäuden in Rosenau zerstört worden. Dieses ist die nackte Thatsache...

* Die „Oesterr. Korresp.“ theilt über die Vorgänge in Montenegro folgendes höchst interessante Verzeichniß aus Cattaro vom 16. d. M. mit. Montenegro wird nach vorläufigen Nachrichten durch eine aus ungefähr 30,000 Mann bestehende türkische Macht umrungen und an mehreren Punkten konzentrisch angegriffen werden. Die im Norden zunächst gelegenen herzogwäldischen Gemeinden Banjani, Piva, Zepa, Drobnak etc, welche sich gegen die Pforte aufgelehnt hatten, haben sich neuerlich unterworfen. Die Gemeinde von Grahovo allein steht mit ihrem Boswedem Jakob noch zu Montenegro; da jedoch die Montenegriner derselben keine Unterstützung angeheihen zu lassen in der Lage sind, so äußert sich in Grahovo bereits eine gewisse Entmutigung. In Montenegro selbst herrscht große Spannung; auch Befürchtungen werden laut, da es eine harte Probe ist, welcher das arme Land entgegengeführt wird. Leider stehen zahlreiche polnische und ungarische Offiziere in den Reihen der Türken, kriegserfahren genug, um die Truppen der Pforte mit Geschick zu leiten, aber auch rücksichtslos genug, um sich zu einem Kampfe gegen Christen herzugeben. Ferit Pascha soll die verwegene Aeußerung gethan haben: „Grahovo gehört eben so wenig den Montenegrinern, wie Krivapac den Oesterreichern.“ Wie dem auch sei, darüber kann hier und überall nur eine Meinung herrschen, daß nämlich Oesterreich mit dem Aufgebote all seiner Macht die Unantastbarkeit und Heiligkeit seiner Grenzen zu schützen wissen wird. Ueberhaupt muß man voraussetzen, daß die ersten und blutigen Vorgänge, welche sich in jenen Gegenden vorbereiten, keinesfalls mit Gleichgültigkeit von Oesterreich angesehen werden können. Abgesehen davon, daß es sich um die Bewältigung eines kriegerischen Volkstammes handelt, genöthigt Montenegro eine faktische Unabhängigkeit seit Jahrzehnten, die zwar nicht diplomatisch anerkannt, aber thatsächlich selbst von der Pforte schon seit längerer Zeit nicht bestritten worden war. Die Grenzverhältnisse der Montenegriner zu Oesterreich hatten sich jetzt größtentheils befriedigend gestaltet; österreichisches Gebiet ward von den Czernagorzen geachtet und nicht belästigt, waberd die bekanntlich vor sechs Jahren noch an der bosnischen Grenze von Seite der dortigen Türken so wenig der Fall war, daß unter der Anführung des jetzigen Banus von Kroatien eine Nagja auf bosnischem Boden unternommen werden mußte. Endlich — und dies ist wohl das Bedauerlichste von Allem — nimmt die gegenwärtige Bewegung in Bosnien und der Herzegowina den Charakter eines Glaubenskampfes an. Das Schreckenswort der Christenverfolgung ist einmal erschollen; der Haß gegen die Majah's wird auf alle erdenkliche Weise geschürt. In der Nacht vom 5. auf den 6. Jenner, am Weihnachtstage der Griechen, wurden von den Türken zu Mostar mehrere Kaufmannsläden in Brand gesteckt. Die Christen eilten herbei, um zu löschen; das türkische Militär trat hindernd dazwischen und türkische Banden plünderten die Läden vollends aus. Derartige Vorfälle sind bezeichnend genug. Wird diese fanatische Richtung von den türkischen Machthabern ferretterhin eingehalten, so mag nur auf ihr Haupt die Verantwortung für alle daraus entspringenden unheilvollen Verwicklungen fallen.

Allerlei Neuigkeiten.

△ Die Heirath des Kaisers Napoleon III. hat ganz Frankreich in Bewegung gebracht. Der Kaiser ist fest entschlossen, die

schöne Frage, doch ein als Brautmachen ist, soll Senator die erste Gu nandes, welche d licher Z dentit hier b benen G Granada Zpamer vorkif d tische B in tav Vaterla Kanone in seine hinterla soll Ja sie eum als juge mavor 1 Beziehu lang j etwas te men, un Wirkung nicht ge keine Je sehr gen zeichne haben. dem gepeist über er Am 17 Entschl föhlich leons Zedule sichert habe it wurden nen, Sinen unter der Reigun rchten erwob Kaiser kältel fubren Ziguu nehme hat u Mill Frank und Z Trup Me. Lingt Die direk

schöne Spanierin zur Kaiserin zu machen, und es ist auch gar keine Frage, daß Sr. Majestät dieses nicht könnte. Jedenfalls war es doch ein viel größerer Schritt, daß er zum Kaiser sich wählen ließ, als Fräulein Montijo durch eine gesetzliche Ehe zur Kaiserin zu machen! Am Hochzeittage, der allem Anscheine nach heute (29.) ist, soll für Frankreich eine allgemeine Amnestie verkündet und 12 Senatoren aller Parteien ernannt werden. Frau v. Persigni soll die erste Hofdame der Kaiserin werden.

Eugenie Montijo führt noch die Namen von Gakman, Ferrandez, Gordona, Leiva und La Cerda, nach der spanischen Sitte, welche die Namen berühmter Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite beizubehalten erlaubt; sie vereinigt ferner drei Grandenittel erster Klasse: Leba, Banos und Mora. Sie ist die Schwester der Herzogin von Bermick und Alba, und Tochter des verstorbenen Grafen von Montijo, Herzogs von Penaranda. Sie ist zu Granada geboren, und ihre Mutter keine Engländerin, sondern eine Spanierin, doch aus einer eingewanderten schottischen Familie, Kirkpatrick von Glesburn, die nach dem Sturze der Stuarts die nordische Heimat verlassen mußte. Der Graf von Montijo wird als ein tapferer Officier gerühmt, doch diente er gegen die Sache seines Vaterlandes den Franzosen. Im Jahre 1814 feuerte er die letzten Kanonenschüsse zur Vertheidigung von Paris ab. Später war er in seiner Heimat mehrere Jahre lang Senator, starb 1839 und hinterließ ein sehr großes Vermögen. — Nach neueren Angaben soll Fr. Montijo 22 bis 23 Jahre zählen. Schon vor 1818 hat sie einmal Paris besucht, und wurde auf den Willen des Königs als jugendliche Schönheit bemerkt. Ihre Mutter war Camereramajor (erste Ehrendame) der Königin Isabella. Die zum Hofe in Beziehung stehenden Fremden sollen über die bevorstehende Vermählung so erstaunt sein, daß sie Mühe haben, darüber zu sprechen ohne etwas zu sagen. Die Börse hat die Nachricht ungünstig aufgenommen, und die Papiere sind gefallen. Auch in andern Kreisen ist die Wirkung eine unangünstige. Nur in den Vorstädten ist das „Volk“ nicht geradezu damit unzufrieden, obgleich es beklagt, daß die Braut keine Französin. Einige Minister sollen ihre Entlassung zu nehmen sehr geneigt sein. Der Heirathsvertrag ist gestern Abends unterzeichnet worden. Die Braut dürfte heute schon das Glysée bezogen haben. Seit einigen Tagen haben bereits die Brautleute mitammen gespeist und bei Tische die Braut den Ehrenplatz dem Kaiser gegenüber erhalten.

Der Kaiser Napoleon soll den 29. Januar sich vermählen. Am 17. war Ministerrath und hier soll Napoleon seinen festen Entschluß ausgesprochen haben. Der Kaiser sagte, er wolle keine fürstliche sondern eine Heirath nach seinem Herzen eingehen. Napoleons Herzenneigung hat sich für die schöne reizende Spanierin Fräulein v. Montijo Herzogin von Leba erklärt. Der Kaiser, versichert man, soll in demselben Ministerrathe gesagt haben: Bis jetzt habe ich durch Mittel gesetzt, die von denen, die von mir angewendet wurden, ganz verschieden waren. Ich will darin fortfahren, und jenen, die mich anfeinden zeigen, daß ich ihrer entbehren kann. Einen Augenblick soll der Kaiser daran gedacht haben, seine Gemalin unter den Fräuleins von St. Denis zu wählen; aber später hat die Reizung, die er für Fr. v. Montijo hegt, gesetzt. Alle diese Nachrichten werden von sehr einflussreichen Personen wiederholt. — Der erwähnte Ministerrath soll plötzlich einberufen worden sein; der Kaiser stieß mit seinem Projekte auf vielfache Einwürfe, die er alle kaltblütig widerlegte. Als die Minister mit ihren Einwürfen fortfahren, hörte der Kaiser dieselben schweigend an, und hob die Sitzung auf. Fräulein v. Montijo ist 24 Jahre alt, und von ausnehmender Schönheit; einer der reichsten Granden von Spanien hat sich vier Jahre lang vergebens um ihre Hand beworben.

* Die französischen Staatsausgaben für 1853 betragen 1443 Millionen Franks. Im vorigen Jahr betragen sie 1386 Millionen Franks.

* Die französischen Sträflinge in Cayenne haben sich empört und der Stadt bemächtigt. Die französische Regierung hat allsofort Truppen dahin beordert.

* London, 18. Jänner. Das „Liverpool Albion“ erzählt: Mr. Napier, der berühmte Schiffbauer in Glasgow, erhielt unlängst eine Bestellung auf sechs Dampf-Fregatten ersten Ranges. Die Bestellung kam, wie sich bei genauerer Nachfrage erwies, in direkt von der französischen Regierung. Mr. Napier schrieb sogleich

an die Admiralität, und erklärte, den Bau derselben als Befehl betrachten zu wollen; worauf er den Rath erhielt, dem französischen Kunden ablehnend zu antworten. Zur Entschädigung wurde ihm aber ausnahmsweise (denn in England baut der Staat auf seinen eigenen Werften) der Auftrag, sechs große Dampf-Fregatten für Königin Viktoria zu bauen.

* Für Ausrüstung der russischen Armee sind in Lüttich 1 Million Gewehre, das Stück zu 14 Franken bestellt worden.

* Der deutsche Bund soll beschlossen haben das Bundesheer um 50,000 Mann zu vermehren und hat auch eine Erhöhung des holsteinischen Kontingents verlangt.

* Ein Kaufmann von Pest schenkte vor kurzer Zeit seiner Wirtschaftlerin, welche noch nicht alt, aber sehr geistig war, ein Loß, welches bald hierauf den Haupttreffer machte. Der Kaufmann, welcher es zuerst erfuhr, rief seinem Buchhalter, er sollte die Wirtschaftlerin nun heiraten, indem sie jetzt ein beträchtliches Vermögen hatte. Der Buchhalter besorgte schnell den Rath und es geht die Trauung vor sich. Beim Hochzeittage erklärte der Kaufmann der jungen Frau, daß das Loß, welches er ihr gab, den Haupttreffer gemacht habe. Man stelle sich aber den Schrecken des Bräutigams vor, als er aus dem Munde der Braut vernahm, daß sie das Loß verkauft und beim Verkaufe einen Gulden gewonnen habe!

* Zu Lausers in Tirol verheißt sich gegenwärtig ein Schubmacher, der in Folge körperlicher Gebrechen sich nur auf allen Vieren bewegen kann. Man bewundert dabei die Schnelligkeit, mit welcher derselbe in der dortigen Gegend von einem Berg auf den andern eilt, und seine Frau wird jedenfalls einen sehr unterwürigen Ehemann an ihm haben.

Aus dem Tagebuche eines Wanderburschen.

V.

Reise von Kronstadt nach Pest.

Mitgetheilt von Julius

(Fortsetzung.)

Inzwischen war der Gulyás zubereitet und in einer großen Schüssel aufgetragen. — Dießmal durfte ich mit meinem Herrn Protektor aus einer Schüssel speisen, was ich trotz der Lehre wo es heißt: „mit großen Herrn sei nicht gut aus einer Schüssel zu essen“ unsoweniger ablehnen konnte, als ich einen karnibalistischen Hunger verspürte, worüber mein Dämon, Banch in lautem Kollern sich bereits kund gethan hatte. Schlecht ist derjenige mit der Gesundheit besetzt, der in seinem sechzehnten Jahre nicht zu jeder Stunde bei aufgelegter Schluß ist, worüber die philosophische Ansicht meiner Frau Meisterin freilich stets eine diverse war. — Um mich für die angegebene Beleidigung an Herrn K. recht zu rächen, vertilgte ich den Gulyás wie eine Boa constrictor ihr Futter, und legte mich dann mit dem kleinen Wops, der sich auf der Reise schon ganz an mich gewöhnt hatte, und den ich nun fast überall selbst fütterte, auf eine lange Bank nieder; von wo ich erst aufgeweckt wurde, als Herr K. weiter fahren wollte.

Der Himmel war klar; es mochte kaum gewesen sein, daß der Mond untergegangen war. — Wir setzten uns auf den Wagen; ein Peitschenknall und die Puzta erdröhnte weit unter den Hufen unserer feurigen Wallachen! — Bald sollt'ses Tag werden. — Wie guckten und schauten nach der Uhr — unsere Uhren gingen richtig, aber der Tag! oder besser die Sonne! die Sonne hatte die maligne Kaprice und wollte sich nicht nach unseren Uhren richten. Statt, daß der Himmel klarer geworden wäre, wurde er immer trister; je mehr die Strahlen des Mondes nach Kolumbia hinab sanken. „Jetzt sitzen wir in der Patsch“ dachte ich mir.

Hunderte von Feldwegen kreuzten sich durcheinander, aber von einer Straße war nicht die mindeste Rede. Welchen Weg sollen wir nun einschlagen, um nicht irre zu fahren? — Das Räthsel war in der That viel schwieriger aufzulösen, als wenn man gefragt hätte: „wenn man in Kronstadt durch das Klosterthor in die Altstadt geht, was bleiben einem an der rechten Hand?“, Hier ist leicht zu errathen, daß es die fünf Finger sind. Aber durch die Puzten Ungarns zu reisen, und immer so den Weg wählen zu können, um nicht zu verirren, das ist schwer zu errathen.

Uns blieb daher nichts anders übrig, als: stehen bleiben, die Pistolen spannen und abwarten, bis es der Frau Sonne, die sich nach unseren Uhren um anderthalb Stunden verspätet hatte gefällig sein würde, aus ihrem nächtlichen Lager empor zu fahren, und unsern Weg zu beleuchten. Dies geschah denn endlich auch. Die Sonne stieg empor und machte wie Herr Heine sagt, eine verdrießliche Geberde, daß sie so lange beleuchtet diese dumme Erde; aber wir wußten demungeachtet nicht, welcher der rechte Weg sei; bis wir endlich durch unseren Zubuß einen Schäfer erblickten, der uns erst den rechten Weg zeigte. Hier wurden wir gewahr, daß wir ganz entgegengesetzt gefahren waren.

Daß ich nicht wenig wegen des unrichtigen Gehens meiner Uhr aufgescholten wurde, läßt sich leicht denken. Aber ich war hievon so lange nicht zu überzeugen, bis ich für die Reparaturen mehr, als die Uhr Werth hatte, zeitweise bezahlen mußte.

Wir fuhren den ganzen Tag; wer aber glauben wollte, daß wir Dörfer passirten, der irrt sich. Nichts als der blaue Himmel, an dem wie eine feurige brennende Kugel die Sonne hing, und die unabsehbaren Wüsten in deren Flugland unser Wagen alle Augenblicke stecken zu bleiben drohte, bereiteten sich von unsern Augen aus. — Die Pferde waren müde, und wir mußten nicht selten absteigen und die Reise ganze Strecken zu Fuße zurücklegen.

Müd und matt erreichten wir gegen Abend eine Csárda wo wir übernachteten.

(Schluß folgt.)

Betrachtungen des politischen Thurmwächters.

Von allen Zeiten laufen die Anerkennungsschreiben des Kaiserreiches in Paris ein und selbst die deutschen Kleinstaaten beilen sich damit. An denen mag dem Kaiser wohl am wenigsten liegen, aber ihnen liegt desto mehr am guten Einvernehmen, denn man hat den Rheinübergang auch nicht vergessen. Von allen Seiten wird jetzt über die Möglichkeit einer Invasion geschrieben und man übertreibt wohl dabei, wie das schon eine Eigenheit der Deutschen ist. In dieser öden Zeit will der „Radikalismus“ mit Konjekturen gefüttert sein, und wer gäbe sie besser ab als Frankreich und England? Lord Palmerston's Wiedereintritt in's Ministerium, welcher haut-gout für die Radikalen, welche fröhlichen Gesichter. Die Radikalen können noch so oft hinter's Licht geführt werden, sie lassen sich doch immer wieder aufsetzen. Der alte, sehr ehrenwerthe Lord würde freilich wieder lieber Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein, der malitiose Zufall hat ihm indes ein sehr unschuldiges Portefeuille verliehen, das des Inneren. Wie ängstlich aber Derbyten, Peeliten, Aberdeenisten und Palmerstonisten eine französische Invasion erwarten, das beweist die Sorgfalt mit der sie die Küsten des Landes besetzen. Dem brittischen Leoparden muß also doch leichter beizukommen sein, als man glaubt. Spanien hingegen scheint gar nichts zu fürchten, denn dort wird das Schwurgericht gar nicht bedacht. Der politische Thurmwächter kann sich wohl ein spanisches Schwurgericht gar nicht denken. — Im deutschen Reiche geht es friedlich her, so lange der gallische Hahn nicht kräht. Es ist der Wunsch aller konservativen Wachmänner, daß dieser politische Hahnenschrei nicht so bald ertöne, denn die radikalen Kampfbühnen bald antworten würden. Im Augenblicke der Gefahr sind aber die Deutschen wohl so vernünftig, zusammenzuhalten. Die frühere tolle Inspiration hat etwas nachgelassen und am Plage ist das Götische:

„Zum Teufel ist der Spiritus
Das Phlegma ist geblieben!“

Der Spiritus eines Volkes ist wohl etwas werth, noch werthvoller aber ist zu Zeiten ein kluges Phlegma gewesen. Mit etwas mehr Phlegma wäre manches Volk besser daran gewesen und wären die Polen im achtzehnten Jahrhundert phlegmatischer gewesen, es hätte ihnen besser bekommen. Dem politischen Thurmwächter will immer bedünken, als würde es den unruhigen Montenegroern auch einmal so passiren; denn es hat stark den Anschein dazu. Könnte auch wohl kommen, daß Montenegro ein zweites Gibraltar (?) wird. —

In der Türkei geht es nun schon gar arg zu. Kein Palliativ will mehr helfen, überall Aufstand, und was das Schlimmste, ein kapitaler Bankerott vor der Thüre. Wenn nur die verzweifeltsten Rücksichten nicht wären, so könnte man den Leiden des geängsteten Körpers ein Ende machen, der schon seit Dezennien galvanisirt wird, um fortzuleben. — Das Fallen des Agio's in Oesterreich hat den Thurmwächter sehr erfreut, er hat nie an der Herstellung der finanziellen Zustände gezweifelt, wie Mancher, der in der Zeit der Finanznoth glaubte, Alles müsse zu Grunde gehn. Mit 7 und 8% war die letzten Tage Silber in Hülle und Fülle in Wien zu bekommen; die beste Gelegenheit für jene ungläubigen Thoma's, die über den Bestand unseres Staates mißtrauisch die Hohlköpfe schüttelten, ihre Banknoten in Silber umzusetzen. Sie können sich ja jetzt assureiren und sehen wie Unrecht sie mit ihrem Geiz und ihrem Geldverstecken thaten. Um das Mißtrauen und den Zweifel am erhaltenden Principe ist es doch etwas recht schlechtes. Man braucht eben kein Mucker zu sein; aber jeder vernünftige und erfahrene Mann weiß, daß Staaten nicht so leicht vom Erdball verschwinden. — Hoffentlich wird so mancher Staat ein längeres Bestehen haben, als die Parteien, die ihn untergraben wollten, denn was Menschen bauen, dauert nach Naturgesetzen länger, als die Menschen selbst, die es gebaut haben.

Menschenfreundliche Erwiderung

auf den in der Beilage zum Satelliten Nr. 101 der Kronstädter Zeitung erschienenen Aufsatz:

„Für alle Menschen jung und alt.“

Unstreitig und in der Wahrheit gegründet ist die Erhaltung gesunder Zähne nebst einem gesunden Zahnfleisch eine der wichtigsten Bedingungen zur ungetrühten Fortdauer des menschlichen Lebens, und höchst lobenswerth, ja höchst wichtig sind alle jene Erfindungen, welche es sich zur Aufgabe machen, für gute Zähne und ein gesundes Zahnfleisch durch öffentlich dargebotenen Rath zu sorgen und zu nügen. Dem braven Zahnarzt, Herrn J. G. Popp in Wien, sei der innigste Dank für sein neu erfundenes, und von so Vielen öffentlich gerühmtes Anatherin-Mundwasser dargebracht; jedoch kann der Gefeertigte, um die Brauchbarkeit dieses anerkannten guten Mundwassers noch mehr darzutun, und als schätzenswerth noch mehr zu erheben, — nicht umbin, hier öffentlich zu bekennen, daß belobtes Anatherin-Mundwasser nur dann den gewünschten Zweck erreichen könne, wenn dasselbe für einen, vom Zahnsteine (dem größten und häufigsten Feinde der Zähne und des Zahnfleisches) ganz freien Mund angewendet wird. Dieser alten Erfahrung zufolge sollte demnach jeder Leidende zuerst einen erfahrenen und ehrlichen Zahnarzt (nicht aber durchreisende betrügerische Aler-Zahnärzte) zu Rathe ziehen, und durch Instrumente, nicht aber durch scharfe Säuren von dem etwa vorfindigen Zahnsteine seines Mundes sich befreien lassen, und dann erst sich versichert halten, daß er das Anatherin-Mundwasser mit dem glücklichsten Erfolge gebrauchen könne.

Von einem unparteiischen wohlwollenden Menschenfreunde
(2—3) und 35jährigen praktischen Zahnarzt, S. G. N.

K. k. Lottoziehung in Hermannstadt

am 26. Jänner 1853:

73. 25. 35. 68. 9.

Die nächste Ziehung ist am 5. Februar.

Courszettel.

In Kronstadt.	In Wien.
Am 29. Jänner.	Am 22. Jänner.
1 Stück k. k. Dukaten 5 fl. 18 kr.	Gold-Agio 15 1/2
Silber-Agio von hundert fl. 11 1/2	Silber-Agio 9 1/2
In Wien am 22. Jänner Bank-Aktien 1350. — Metall-Obligationen 5% 94 1/16 — 4 1/2% 84 1/16 — 4% 76 1/2 — 5% Neues Anlehen von 1852. Lit. A. 94 3/4 Lit. B. 105.	

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der „Satellit“
stärker Zeitung,
wöchentlich 4
rellit Dienstag
und die Zeitung
Donnerstag
für Oest. Gen.
terlandkunde
lage ver

Nr. 9.

Das k.
Konzipisten
m o s c h i, dah
und den prov
vernements
Bezirkskomm
dektion e

In der
des hiesigen
ordnung, welc
geben hat,
tung hat sic
das Pfund
ordnung zue
welche nur 1
bei seinem
jene Kronstä
betheiligt hab
Sigung gelad
v. Albrich
Die An
bundenen Ver
erhielt die W
Tartler und

△ Die
nungen u. a.
lichen Wirtsh
niger beseitigt
nugt im best
sprechenden
schein lehrt
bei der Genes
Zeit zuwiderl
cialion, recht
mischen Leben
heit ist durc
und durch die
bigkeit der
Mehrere hat
den vereinigt
werker sein,
gel schlägt, ke
samen wirtsh
reicht werden
gesellschaft
so ziemlich
beitzutage na

*) Ist von